

Die Kirche ins Dorf bringen. Über den Bau von Dorfkirchen im Rahmen der Ostsiedlung zwischen Elbe und Oder

Bringing the Church into the Village. On the building of village churches in the line of Ostsiedlung between the rivers of Elbe and Oder

Ulrich Waack

Abstract

Referring to the topics of Christianization and building of churches in the Germania Slavica, there are a lot of prejudices and misjudgements, which need to be clarified. The so-called “barbarian” pagans between the rivers of Elbe and Oder possessed temples whose virtuosity was praised by the contemporary chroniclers. Not least inspired by the example of their Slavic neighbours in Bohemia, Poland and Russia, which had converted to Christianity at the turn to the second millennium, the Wend chieftains showed a willingness to assure the access to the West European cultural area by a process of acculturation. To the east of the Roman cultural border – defined by the Rhine and Danube rivers – cement jointed stone structures were unknown to Germans and Slavs alike before the introduction of Christianity. Therefore the earliest churches arose as timber structures. Even following widespread implementation of the technique of stone structures, the churches in newly founded villages were initially constructed in timber for reasons of cost. The building material of fieldstone was not available without difficulty, being found only in clay soil. In the old settlement areas, construction with fieldstone was known only sporadically, in coastal regions. For that reason the building of village churches exclusively in fieldstone developed primarily among the conditions of late medieval land consolidation (“hochmittelalterlicher Landesausbau”), as well as the implementation of brick buildings. In addition, it was not until the eastward development of settlements that a parish structure evolved and with it, the pretension of each village to have its own church. Nevertheless the building of stone churches was in no way self-evident. For example, in the region of Barnim one third of the villages during the Middle Ages only had churches of timber or of timber frame construction, because there is a significant, verifiable correlation between the revenues from crop yields (caused by the largeness of bounds and the quality of soil) and the costliness of village churches. The building of the typical steeples, cross oblong and broad as the nave, nearly doubled the costs of construction. The desire for these steeples was not only a question of prestigious symbolism of power or the glorification of God, but needed a sufficiently good economic basis, too. By that reason it normally took at least a generation before a surplus of corn production made the building of stone churches possible. Thus the creation of robust fieldstone churches was neither area-wide nor represented a governed program of military buildings (fortified churches to secure some kind of continuous advancing “Eastern front”). The involvement of Cistercians in the building of village churches is also overestimated.

Schlüsselwörter

Nordostdeutschland – Mittelalter – Landesausbau – Dorfkirchen – Kirchenbau – Baumaterialien – Finanzierung

Keywords

Northeastern Germany – Middle Ages – settlement activity – village churches – church building – building materials – finances (of church building)

Einleitung

„Die Kirche im Dorf lassen“ – diese sprichwörtliche Forderung hätten die Slawen des 12. Jh. zwischen Elbe und Oder den deutschen Zuzüglern allein schon deswegen nicht entgegen gerufen, weil sie für ihre religiösen Gebräuche kein örtliches Netz von Kultgebäuden in ihren Siedlungen kannten.

Um die Kirche ins Dorf zu bringen, mussten drei Voraussetzungen gegeben sein: Menschen, die zum Glauben bereit waren, eine dörfliche Siedlung sowie ein Gebäudetyp einschließlich geeignetem Baumaterial, der hierfür erforderlichen Bearbeitungstechnik sowie der notwendigen finanziellen Mittel. Alle drei Faktoren (Gläubige, Siedlung, Gebäudetyp) waren im Prinzip seit der Zuwanderung der Slawen vom Ende des 6. bis Anfang des 8. Jh. vorhanden, so dass die Übernahme des Christentums (mit vielerlei Ausprägungen und Konsequenzen) keinen krassen Kulturbruch darstellte, sondern einen vielfältig verschränkten Prozess der Transformation und Innovation, zumal verschiedene Aspekte der religiösen Alltagspraxis der christlichen Zuzügler und deren Voraussetzungen sich ebenfalls in einem ähnlichen Prozess befanden. Der Gesamtkomplex kann jedoch im Folgenden nicht abgehandelt werden. Vielmehr soll ein bisher kaum berücksichtigter Gesichtspunkt herausgestellt werden, nämlich die naturräumlichen und mit ihnen verbundenen wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Errichtung eines Gotteshauses.¹

Die Slawen kannten keinen Steinbau (*Donat 1985*). Auch ihre als reich ausgestattet geschilderten und teilweise ergrabenen Tempel (zusammenfassend *Stupecki 1994; Wesuls 2006*) waren nur aus Holz errichtet. Insofern stellte die Errichtung steinerner Kirchen durch die Neusiedler aus dem Westen eine Innovation dar, auch wenn sie, wie unten ausgeführt wird, wohl in der Regel zuerst Holzkirchen erbauten. Der Bau von Kirchen wurde mit dem seit der Mitte des 12. Jh. mit der deutschen Herrschaft verbundenen Zuzug deutscher Siedler und die Christianisierung der Slawen notwendig, die den Aufbau einer Pfarrorganisation erforderte. Jedes Dorf bekam seine eigene Kirche, nach Möglichkeit aus Stein. Die neu entstehenden Ortschaften bildeten in gerichtlicher, kommunaler und kirchlicher Beziehung eine Einheit, wie sie im Mutterland nur selten vorhanden war (*Kötzschke 1894, 2*).² Das Baumaterial Stein für die Kirche war keineswegs eine Selbstverständlichkeit, und die Schaffung eines großzügigeren Netzes von Kirchen aus aufwändigerem Material war vor allem deshalb möglich, weil das gezielte Erwirtschaften eines Getreideüberschusses³ die nicht unbeträchtlichen Kosten hierfür bereitstellte.

Wie kam nun die Kirche ins Dorf? Schon vor Einsetzen der hochmittelalterlichen Ostsiedlung kam es zu Veränderungen der Siedlungsstrukturen sowohl in den deutschen Altsiedelgebieten als auch in den westslawischen Siedelbereichen. Wesentlich bei dem Prozess des Übergangs von der Slawen- zur frühdeutschen Zeit war, dass die Siedlungen jetzt durchweg konstant wurden⁴, dass Gehöfte entstanden und die Dörfer regelmäßige Formen erhielten.

Wir unterstellen heute mit der größten Selbstverständlichkeit, dass es zum Bau einer Steinkirche und ihrer jeweils besonderen Gestalt (z. B. mit oder ohne Turm) nur eines Willensentschlus-

¹ Vgl. ausführlich mit zahlreichen Belegen *Waack 2009*.

² Vgl. auch *Kurze 1977, 55 ff., 69 ff.*

³ Vgl. den Beitrag Hardt in diesem Band.

⁴ In Teilen des westslawischen Gebietes setzte die Ortskonstanz bereits in größerem Umfang zur selbständig slawischen Zeit ein: *Gringmuth-Dallmer 1999, 259 ff.*

ses bedurfte, so dass also schon im ersten Jahr der Ankunft in jedem Dorf ein Steinbau errichtet wurde, je nach den gestalterischen Wünschen der Zuzügler und ihrer Herkunft.⁵ Wenn in der Literatur von der „ersten Kirche“ die Rede ist, wird nahezu immer der erste Kirchenbau aus Stein gemeint, und die Datierung dieser ersten (Stein-)Kirche wird in der Regel mit dem siedlungsgeschichtlich vermuteten Zeitpunkt der Dorfgründung gleichgesetzt. Es gab aber nach dem heutigen Forschungsstand zumindest bei den frühen Dorfgründungen zunächst nur eine Holzkirche, die frühestens nach 20 bis 30 Jahren, also etwa nach einer Generation, nach Möglichkeit durch einen Steinbau ersetzt wurde, dessen stattliche oder schlichte Gestalt eindeutig von den finanziellen Möglichkeiten der Dorfgemeinschaft abhing.⁶ Nicht wenige Dörfer aber kamen bis zum Ende des Mittelalters nicht über eine Holz- oder Fachwerkkirche hinaus. Wegen des ökonomisch notwendigen Vorlaufs der Ansparung der erheblichen Baumittel ist die sofortige Errichtung eines Steinbaus äußerst unwahrscheinlich, denn in der Gründungsphase überwogen die Ausgaben die Einnahmen bei weitem, so dass Lokatoren mit ausreichendem Eigenkapital für Vorschüsse bevorzugt wurden und die Siedler Freijahre hinsichtlich der Abgaben erhielten.

Der Kirchenbau und seine Voraussetzungen

Bautraditionen

Als Baumaterial für Kirchen kamen vier Materialien in Betracht: Holz, Haustein (anstehendes, „gewachsenes“ Gestein), Feldstein (verstreute Findlinge) und Backstein (keramischer Kunststein). Alle vier Materialien haben ihre regional bezogenen Bautraditionen.

Die ersten Kirchenbauten östlich des rheinischen Limes, vor allem in der norddeutschen Tiefebene, entstanden aus Holz. Der aus Holz gebaute Dom St. Petri in Bremen, dessen Schönheit in der Überlieferung gerühmt wird, wurde 789 geweiht; er hatte zwei hölzerne Vorgänger. Ein Steinbau wurde erst 805 errichtet (*Ahrens 2001*, 132). Erst zu Beginn des 11. Jh. setzte ein umfangreicher Bau von Steinkirchen ein, zunächst aber nur in Italien und Frankreich. Aus Stein gebaut wurden jedoch vorerst nur Dome, Stiftskirchen und Klöster. Sogar in der 2. Hälfte des 12. Jh. brauchte selbst noch der Bau eines neuen Doms einen gewissen Vorlauf, vor allem zur Beschaffung der Baufinanzierung (*Ahrens 2001*, 157): Das Bistum Oldenburg wurde von Heinrich dem Löwen 1150 nach Lübeck verlegt. Der Bau des Doms begann aber erst 1163, und zwar aus Holz. Der Steinbau entstand erst 1173/74 (*Ahrens 2001*, 138). 1167 wurde das Bistum Mecklenburg nach Schwerin an eine bestehende Kirche aus Holz verlegt, die erst ab 1171 durch einen Steinbau ersetzt wurde. Die relativ kurze Zeit verdeutlicht, dass inzwischen Holzbauten für Dome, Stiftskirchen und Klöster nur noch Provisorien waren (*Ahrens 2001*, 177). Nach dem Beginn des 13. Jh. finden sich dauerhaft Holzkirchen nur noch auf dem flachen Lande (*Ahrens 2001*, 180 f.).

In den waldreichen Gebieten nördlich der Alpen und östlich des Limes wurde die (germanische) Baumaterialtradition Holz durch eine religiöse Tradition abgelöst: Das Christentum kam aus dem Mittelmeerraum mit seiner römisch-hellenistischen Baumaterialtradition des Steins. Religiöse Symbolik spielte für den Bau christlicher Kirchen eine große Rolle: Jesus hatte laut Matthäus 16,18 gesagt: „*Du bist Petrus [lat. Fels], und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen.*“

Ziegelmauerwerk galt im Römischen Reich als untergeordnete Bauweise (*Holst 2005*, 9). Aus Ziegeln (*tegula*) wurden nicht Tempel, sondern profane Markthallen (Basiliken) erbaut. Mit ihrer stärkeren Verbreitung im Römischen Reich nutzten die Christen zunächst öffentliche Profangebäude wie die Basiliken (*Lieb 2010*, 14 f.). Erst nachdem das Christentum Staatsreligion geworden war, wurde die Tempeltradition übernommen, also der Steinbau für die Gebäude der Gottesver-

⁵ Dieser idealistischen Sichtweise entspricht, dass in der kunstgeschichtlichen Literatur christliche Bausymbolik eher behandelt wird als die technische und finanzielle Bauorganisation.

⁶ *Badstübner 1999*, 37 („bis zu zwei Generationen“); *Friske 2001*, 392, 480; *Schöpfbeck 2001*, 29; *Agthe 2003*, 259, 284 berichtet sogar über zwei nacheinander folgende Generationen von Holzkirchen, so dass z. B. die hölzerne Dorfkirche von Wolkenberg erst nach mehr als 200 Jahren einen Nachfolger aus Stein bekam.

ehrung. Wenn dennoch die 827 fertig gestellte Einhardsbasilika in Michelstadt im Odenwald aus Ziegeln und nicht aus Haustein errichtet wurde, dann spricht das eher für die klassische römische Bildung von Einhard und für den Mangel an einer örtlichen Steinbautradition (*Holst 2005, 9*).

Wenn überhaupt unter den Karolingern und Ottonen aus Backstein gebaut wurde, so wurde er schraffiert, um Haustein vorzutauschen. Erst um die Mitte des 12. Jh. (zeitgleich mit dem Beginn der Ostsiedlung) begann sich der Bann zu lösen: Nördlich der Alpen bis hinauf nach Dänemark entstanden in rascher Folge Backsteinbauten. Unter ihnen befanden sich vor allem auch die Reformklöster der Prämonstratenser und Zisterzienser. Ihren Idealen der Armut und der Arbeit entsprach der als minderwertig geltende Backstein, der erst in einem mühsamen, mehr als ein Jahr währenden Produktionsprozess hergestellt werden musste (*Holst 2005, 11*).

Die um 1150 östlich der Elbe beginnende hochmittelalterliche Ostsiedlung breitete sich in der späteren Mark Brandenburg und in den polnischen Herzogtümern, also vor allem in der Tiefebene, aus, deren Oberflächengestalt durch die beiden letzten Eiszeiten (Weichsel- und Saale-Kaltzeit) bestimmt ist. Hier dominieren die Geschiebe der Grund- und Endmoränen, also Feldsteinfindlinge. Anstehender Haustein ist äußerst selten: Das nächste größere Sandsteinvorkommen befindet sich erst in den Mittelgebirgen südlich der Tiefebene, nämlich im Elbsandsteingebirge. Die im Flachland gelegenen Sandsteinvorkommen bei Ummendorf und Seehausen westlich von Magdeburg, das Grauwacke-Bruchgestein bei Gommern und Plötzky an der Elbe und der (allerdings sehr mürbe und daher weniger geeignete) Kalkstein bei Rüdersdorf sind eindeutige Ausnahmen (*Ibbeken 1999, 13*).

Norddeutschland kann nicht als geschlossene Backsteinlandschaft betrachtet werden. In Mecklenburg und Vorpommern zum Beispiel gibt es mehr Backsteinkirchen als in Brandenburg; hier hielt der Backsteinbau etwa im 3. Viertel des 12. Jh. seinen Einzug. Die wichtigsten Urzellen bildeten die Dome von Ratzeburg und Brandenburg sowie die Stiftskirche von Jerichow. Bis zum Ende des 12. Jh. entstanden Backsteinkirchen vor allem längs des früheren Limes Saxoniae zwischen Fehmarn und Lauenburg (vor allem die Stiftskirchen in Ratzeburg und Segeberg sowie der Lübecker Dom) sowie an den Ufern der Elbe in der Altmark und im Elb-Havel-Winkel (*Perlich 2005, 89*). An der mecklenburgischen Küste (Doberan und Rügen) setzte der Backsteinbau erst etwas später ein (*Perlich 2005, 94*). Dagegen sind die mittleren und östlichen Bereiche des heutigen Landes Brandenburg nur auffallend dünn mit Backsteinbauten besetzt (*Perlich 2005, 90*).

Wenn auch z. B. in Mecklenburg die Zisterzienser und Prämonstratenser für ihre Niederlassungen in Ratzeburg, Doberan, Dargun und Broda (bei Neubrandenburg) ihre Erfahrungen im Backsteinbau mitbrachten, so ist doch die eigentliche mecklenburgische Bauweise des frühdeutschen Mittelalters diejenige mit behauenen Feldsteinen (*Wolf 1995, 91; Schöpfbeck 2001, 29*). Der Backsteinbau folgte erst in einer zweiten Siedlungsphase (*Schöpfbeck 2001, 30*). Auch in Brandenburg überwiegt im 12. und 13. Jh. der Feldsteinbau, vor allem bei den Dorfkirchen (*Badstübner 2002, 8*).

Baumaterial

An dieser Stelle müssen zunächst zwei weit verbreitete Irrtümer beseitigt werden: Die Feldsteinfindlinge waren nicht überall mühelos auf den Feldern verfügbar, und sie bestehen nicht ausschließlich aus Granit (*Waack 2009, 139*). Es handelt sich um nordische Gesteine aller möglichen Arten und Farben wie Graniten, Syeniten, Dioriten, Gneisen, Glimmerschiefern u. a. aus Schweden, Norwegen und Finnland (*Burre 1926, 157*). Die jeweils unterschiedliche geologische Zusammensetzung dieser kristallinen Geschiebe ist ebenso komplex wie kompliziert (*Ibbeken 1999, 11*).

Schon in den 1920er Jahren ist beobachtet worden, dass sich die geologische Zweiteilung Mecklenburgs in Sand- und Lehmgebiet in der Bauart der Kirchen wiederholt: Die Feldsteinkirchen finden sich auf den Lehmböden und Endmoränen, die Fachwerkkirchen im Sandgebiet (*Krüger 1921, VII; Wolf 1995, 91; Schöpfbeck 2001, 29 f.*). Auch auf dem Barnim konnte 2004 detailliert nachgewiesen werden, dass die Steinquaderkirchen auf den lehmhaltigen Böden stehen, während sich auf den sandhaltigen Böden die weniger aufwändigen Kirchen befinden, gefertigt aus ungequa-

derten Findlingen, zum Teil vermischt mit Backsteinen („Mischmauerwerk“).⁷ Reine Backsteinkirchen kommen auf dem Barnim nicht vor. Ein Drittel aller dortigen Siedlungen hat während des Mittelalters keine Steinkirchen erhalten, sondern nur Kirchen aus Holz oder Fachwerk; diese Siedlungen liegen ganz überwiegend auf den sandhaltigen Böden (Talsande und hohe Sander der Endmoränen) (Waack 2009, 122 ff.).

Eiszeitliche Feldsteine sind nur im Geschiebemergel der lehmhaltigen Böden festgehalten worden, nicht in den durch Schmelz- und Schwemmvorgänge entstandenen Sandböden. Hillert Ibbeken hat für den Fläming auf Schätzungen hingewiesen, nach denen ein Quadratkilometer im Mittel von 860 Findlingen von mindestens 40 cm Länge belegt war (unbeschadet der Unzahl kleinerer Steine); das ergäbe pro Dorfgebiet im Mittel 17 200 Steine. Für das Doppelschalenmauerwerk einer kleinen Kirche wie Grubo (bei Wiesenburg/Mark) wurden knapp 8000 Steine benötigt. Da bei größeren Kirchen leicht das Doppelte erforderlich war (von Prachtbauten wie dem Kloster Zinna oder der Nikolaikirche in Burg ganz zu schweigen), waren möglicherweise der „mühelosen Verfügbarkeit“ von Findlingen auch insoweit Grenzen gesetzt.⁸

Ernst Badstübner hat 1999 und erneut 2002 darauf hingewiesen, dass wir *Heinrich Ehl (1926)* „das erste und in gewisser Weise auch das einzige Buch über norddeutsche Feldsteinkirchen verdanken“ (Badstübner 1999, 36; erneut in *Badstübner 2002*, 8, unter Bezug auf *Ehl 1926*). Eine umfassende, mit neuartiger interdisziplinärer Methode (Kunstgeschichte, Mediävistik, Archäologie, Onomastik usw.) arbeitende Untersuchung für Brandenburg oder gar ganz Norddeutschland steht noch aus. Dennoch darf davon ausgegangen werden, dass die Grunderkenntnisse (hölzerne Vorgängerbauten, Abhängigkeit des Baumaterials und der Grundrisstypen von den jeweiligen Bodenverhältnissen) insgesamt Gültigkeit haben für den Raum zwischen Elbe und Oder, unbeschadet etwaiger regionaler Besonderheiten.

Zu Beginn der Ostsiedlung in der Mitte des 12. Jh. fanden die deutschen Zuzügler östlich der Elbe eine Landschaft vor, die über keine nennenswerten Hausteinvorkommen verfügt. Da ihnen aber ihre religiöse Tradition einen Kirchenbau aus Stein wünschenswert machte, hatten sie nur die Wahl zwischen Feldsteinfindlingen und Backstein. Auf eine Backsteintradition konnten sie jedoch nicht zurückgreifen, denn dieses Baumaterial trat eben (zufällig?) genau um diese Zeit sprunghaft und überraschend in Deutschland auf: inselartig in Süddeutschland und in Norddeutschland, ebenso wie im benachbarten Dänemark (*Stiehl – Wentzel 1937*, 1346 f.; *Holst 2005*, 9). Gerade in Norddeutschland entwickelte daher der Backsteinbau seine Erfahrungen nicht im Altsiedelgebiet, sondern erst im Rahmen des hochmittelalterlichen Landesausbaus in der *Germania Slavica*.

Fast ebenso verhält es sich mit dem Feldsteinquaderbau, der sich – anders als z. B. der süddeutsche Backsteinbau – aus geomorphologischen Gründen (Überbleibsel der letzten Eiszeiten) auf die norddeutsche Tiefebene beschränkt. Zwar treten die ersten Feldsteinbauten schon im 9. Jh. in Holstein auf und danach bevorzugt in den nord- und ostfriesischen Küstengebieten, aber sie sind bemerkenswerte Raritäten gegenüber den üblichen Holzbauten (*Kamphausen – Möseneder 1981*, 1109).⁹ Die Hauptbauzeit der ostfriesischen Feldsteinkirchen beginnt erst um 1200, also nach Beginn der Ostsiedlung (*Kamphausen – Möseneder 1981*, 1111). Vor allem unterschied sich das friesische Mauerwerk in der Bautechnik: Die Formate der friesischen Quader sind deutlich größer als die der ostelbischen: Nicht selten ist eine Schichthöhe von 80 cm, nie weniger als 40–50 cm. In der Westfront der Dorfkirche von Marx (Ostfriesland) befinden sich auffällig große Steine (Eckquader hochkant: 2,85 m × 1,00 m).

Bei märkischen Dorfkirchen betragen dagegen die Schichthöhen durchschnittlich nur etwa 30 cm (*Ibbeken 1999*, 23; *Waack 2010*, 51). Da ein 40 × 30 × 30 cm großer Findlingsquader etwa zwei

⁷ *Badstübner 2002*, 14 scheint mit seinen widersprüchlich erscheinenden Ausführungen selbst zu bezweifeln, ob bei dem unregelmäßigen Findlingsmauerwerk tatsächlich „auf jeden Fall [...] einem neuen baukünstlerischen Ideal gefolgt“ wurde.

⁸ *Ibbeken 1999*, 23 betont ausdrücklich die Anfechtbarkeit solcher erstmals angestellten Berechnungen. Auch *Waack 2010*, 50, der für die Dorfkirche Berlin-Marienfelde auf rund 14 000 Quader kommt, unterstreicht, dass es sich bei seiner bewusst vereinfachenden Überschlagsrechnung nur um einen ersten Einstieg in die Problematik handelt (51 Anm. 6). – Die von *Holst 2005*, 91 zitierten 2000 Quader (× 2) erklären sich offenbar daraus, dass sich „die Verblendung einer mittelgroßen Landkirche“ in Mecklenburg nur auf die Sockelzone bezog (s. unten).

⁹ Vgl. *Ahrens 2001*.



Abb. 1 Dorfkirche Qualitz, Mecklenburg-Vorpommern (Foto Verfasser).

Zentner wiegt, wurden die deutlich schwereren Werksteine in Friesland dort bevorzugt in den unteren Mauerwerksschichten verwendet.¹⁰ Entsprechend wurden ab 1200 dort die gewaltigen Feldsteinquader nur im Sockelbereich und an der unteren West-(Turm-)front verwendet; ab der Höhe der Fenstersohlbänke wurde dann der Sockel mit den leichter handhabbaren Backsteinen aufgestockt (*Kamphausen – Möseneder 1981*, 1100). Die ostelbische Feldsteinquadertechnik unterscheidet sich daher deutlich von der im Altsiedelgebiet.¹¹ Also wurde auch sie erst im Rahmen der Ostsiedlung entwickelt, in unterschiedlichen Varianten: Auch in Mecklenburg gibt es Feldsteinsockel mit aufstockenden Backsteinen, aber die Feldsteinquader sind dort deutlich kleiner formatiert als in Friesland (*Abb. 1*). Diese Sockelzonen-Technik kommt jedoch in Brandenburg so gut wie nie vor: Entweder besteht der Kirchenbau ausschließlich aus Feldsteinen oder aber aus unregelmäßigem Mischmauerwerk.

Angesichts des Mangels an Haustein sahen sich die Zuzügler – wie bereits erwähnt – vor die Alternative Feldstein oder Backstein gestellt, denn Holz galt nur als Provisorium. Da Feldstein aber nur auf lehmhaltigen Böden zu finden ist, müsste man auf den sandhaltigen Böden durchgehend

¹⁰ *Ibbeken 1999*, 23 spricht von „Findlingen“, meint aber offenbar die aus ihnen herausgearbeiteten Quader; vgl. die Gewichtsberechnungen bei *Waack 2010*, 51.

¹¹ Das Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte (RDK 1981) behandelt im Artikel Feldsteinbau erstaunlicherweise zu etwa zwei Dritteln die Feldsteinkirchen der Nordseeküste, aber die ostelbischen eher beiläufig und ergänzend, obwohl das Zahlenverhältnis diametral entgegengesetzt sein dürfte. Vgl. *Badstübner 1999*, der sich mehrfach auf das RDK 1981 bezieht (z. B. 34 Anm. 4 und 36 Anm. 14).

Backsteinkirchen erwarten. Dies ist jedoch nicht der Fall; es überwiegen stattdessen Holz- und Fachwerkkirchen (*Schöpfbeck 2001, 29*).¹²

Der in der 2. Hälfte des 12. Jh. im Prinzip voraussetzungslos¹³ einsetzende Backsteinbau bedurfte nämlich aufwändiger Vorbereitung: Das Ausgangsmaterial Lehm oder Ton wurde zunächst einige Wochen in Wasser gelöst und über den Winter bei mehrmaliger Wasserzugabe im Freien ausgebreitet gelagert und durchgefroren. Im Frühjahr wurde die Masse in einen Formrahmen gepresst (Ziegelmodel), was traditionell ab dem Monat Mai erfolgte. Die Ziegelrohlinge wurden dann mehrere Wochen luftgetrocknet, in Gegenden, wo mit Regen zu rechnen ist, in einem luftigen Trockenschuppen, manchmal den ganzen Sommer. Zum Brennen im Herbst oder Winter wurden die Formziegel abwechselnd mit Kohle in einem Meiler aufgeschichtet. Der nun folgende Brennvorgang benötigte etwa 14 Tage, wobei die Ziegel nur etwa drei Tage einer Temperatur von 600–900 C ausgesetzt waren. Die restliche Zeit diente zum Aufwärmen und Abkühlen, bei dem die fertig gebrannten Ziegel nicht zerspringen durften (*Binding 1973, 2; Trummer 2005, 149*). Es werden auch Beispiele berichtet, wo die Rohlinge sogar zwei Jahre an der Luft trocknen sollten (*Schumann 2003, 9, 20 f.*).

Diese lange Vorlaufzeit in der Produktion von mindestens anderthalb Jahren machte den Backstein zu einem keineswegs schnell und einfach zur Verfügung stehenden Baumaterial. Auch verlangte der Brand einige Erfahrung, und dazu kam der große Holzbedarf beim Befeuern der Öfen (*Schumann 2003, 22*). Für größere Bauvorhaben bedurfte man einiger Vorräte. Vorratsproduktion oder aber forcierte Arbeitskonzentration bedurften einer Organisation, die bei der frühmittelalterlichen Naturalwirtschaft unüblich war. Erst mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft und der damit verbundenen Entwicklung der Städte mit ihrer handwerklichen Spezialisierung waren die Voraussetzungen geschaffen, den Backsteinbau über einzelne Spitzenbauten hinaus allgemein einzuführen (*Binding 1973, 2*).¹⁴ Anfangs scheint der Backstein vor allem auf gut organisierten klösterlichen Baustellen verwendet worden zu sein (*Schumann 2003, 15*).

Diese völlig neuartige Produktion machte den Backstein vor allem in der Anfangszeit kostenaufwändig und deswegen rar. Backstein konnte daher nur für Dome, Stiftskirchen und Klöster verwendet werden, weil nur Fürsten, Bischöfe und Orden über die entsprechenden Geldmittel verfügten (*Badstübner 1999, 34; 2002, 8*). Backsteinbau in den Städten folgte erst im fortgeschrittenen 13. Jh. (*Schumann 2003, 14; Trummer 2005, 151*). Wenn Backsteinbauten überhaupt in Dörfern begegnen, so handelt es sich um zu Stiften oder Klöstern gehörige Dörfer (z. B. im Umkreis von Jerichow, Doberan und Doberlug); im 12. und 13. Jh. blieben sie gegenüber Feldsteinbauten die Ausnahme (*Schumann 2004, 88 f.; Badstübner 2002, 12, 35; Perlich 2005, 90; Cante 2009, 287*). Erst im 15. Jh. ist im Pommerschen der Backstein ein selbstverständlicher Baustein geworden, auf dem Barnim aber während des gesamten Mittelalters nie (*Holst 2005, 21*).¹⁵

Dirk Schumann hat sich mit der Frage beschäftigt, warum Backsteinkirchen in unterschiedlicher regionaler Verteilung errichtet wurden und was die Gründe für die Wahl des Baumaterials gewesen sein mögen, wenn in manchen Regionen Backstein- und Feldsteinbauten zeitgleich parallel gebaut wurden (*Schumann 2004, 95, 109, 117*). Über den in zahlreichen Fällen offensichtlichen märkgräflichen oder klösterlichen Einfluss hinaus ist für ihn diese Frage offen geblieben, weil in vielen Fällen noch kein klares Bild über die Siedlungsgeschichte vorliegt (*Schumann 2004, 95, 102, 108*). In seinen Augen scheinen Lehmböden für die Backsteinproduktion zu prädestinieren (*Schumann 2004, 118*); sie prädestinieren aber – im Vergleich zu den Sandböden – ebenso für den Feldstein (*Waack 2009, 79*). Tilo Schöpfbeck hat darauf hingewiesen, dass in bestimmten mecklenburgischen Regionen bei einem Überangebot an billigen Findlingen Backstein an Dorfkirchen

¹² Backsteinproduktion erfordert ausreichende Tonvorkommen (*Schumann 2003, 7*).

¹³ *Binding 1973, 3 ff.* macht darauf aufmerksam, dass es seit Einhards Backsteinbauten unter Karl dem Großen bis zum breiteren Aufkommen des Backsteinbaus ab der Mitte des 12. Jh. immer wieder Einzelbeispiele für die Verwendung von Backstein gegeben hat, z. B. in Augsburg (um 955 sowie um 1065), Quedlinburg (um 1000), Trier (1042/44) und Frankfurt am Main (1140/42).

¹⁴ *Cante 2009, 287 Anm. 23* spricht von einer Rationalisierung des Bauwesens.

¹⁵ Auf dem Barnim ist die Dorfkirche von Berlin-Weißensee die einzige mit größeren Backstein-Teilflächen, die zudem zu unterschiedlichen Zeitpunkten gebaut wurden (*Waack 2009, 87, 112 f.; vgl. Schumann 2004, 113*).

Grundrisstypen märkischer Dorfkirchen

Schema der Gruppierung nach ökonomischem Aufwand (Kostenaufwandgruppen)

Kostenaufwandgruppen:

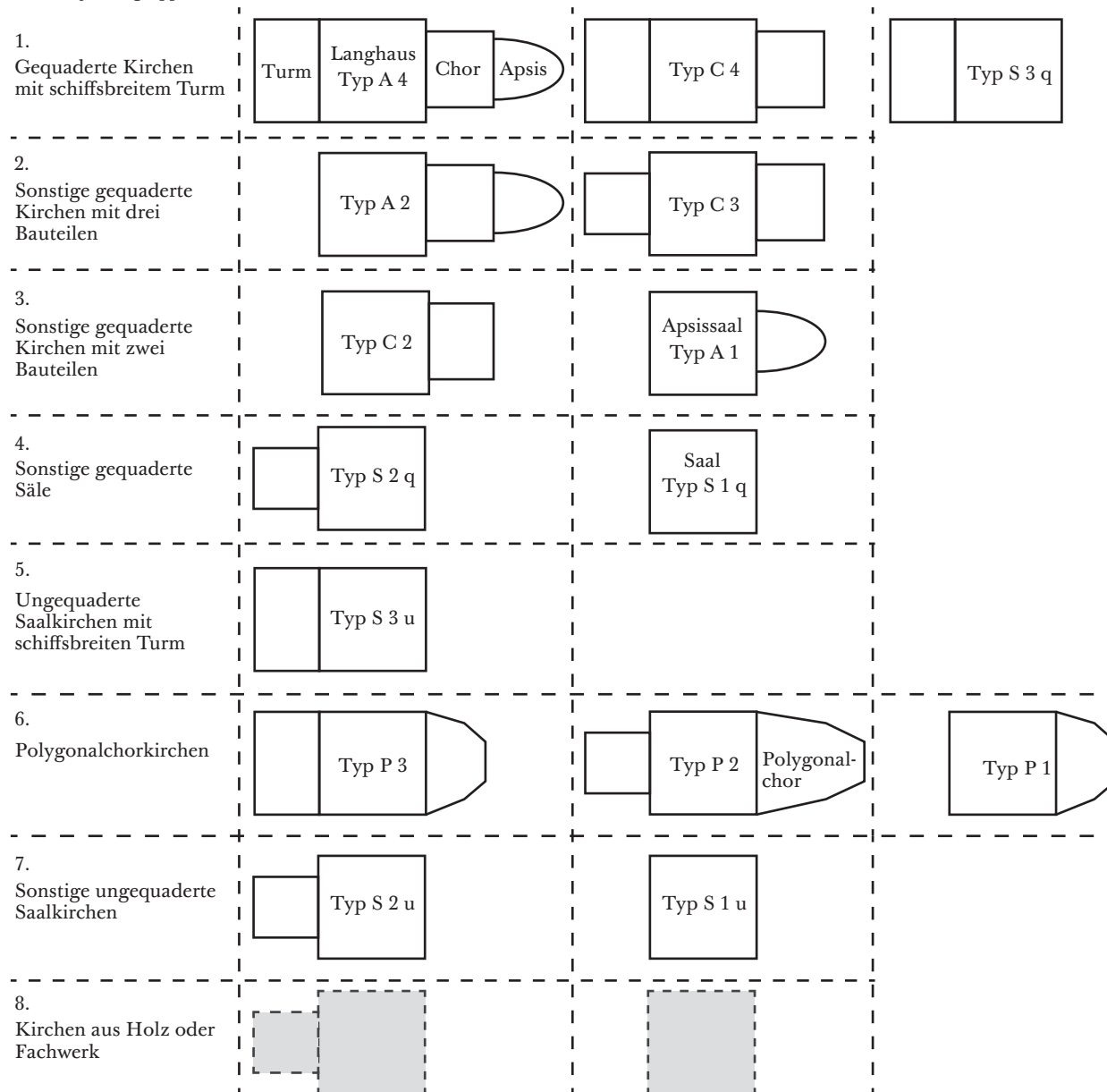


Abb. 2 Grundrisstypen märkischer Dorfkirchen nach Kostenaufwand (Entwurf Verfasser).

nur für Ornamente verwendet wurde und dort, wo Lehm und das damit verbundene Geschiebe nicht vorhanden waren, eben nicht mit Backstein gebaut, sondern nur Holz- und Fachwerkkirchen errichtet wurden (Schöfbeck 2001, 29).

Baukosten

Ernst Badstübner (1999, 34) hält die Produktion und Anwendung des Backsteins für ein Privileg der Landesfürsten, demnach für ein Vorrecht, das andere nicht ausüben durften. Angesichts der

weit überdurchschnittlichen Kosten der Backsteinproduktion, vor allem in der Einführungsphase, war dieses Privileg offenbar gleichbedeutend mit dem Vorrecht, landesweit Abgaben erheben zu dürfen und dadurch über hohes Einkommen und Vermögen zu verfügen. Dem Gedanken des Privilegs entspricht Badstübners Vermutung, der Backstein sei als das wertvollere Material „empfunden“ worden (*Badstübner 1999, 36*).¹⁶ Offenbar war aber der Backsteinbau vor allem in der Anfangszeit einfach objektiv teurer als der Feldsteinbau, den sich daher nur reiche Bauherren leisten konnten.

Auf dem Barnim zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Kostenaufwand für den Bau einer Dorfkirche, bedingt durch Art und Menge des Baumaterials sowie seine Bearbeitung, und dem Finanzierungsvermögen des Dorfes. Dieses Vermögen hing von der Höhe der Erträge aus der Getreideproduktion ab, bedingt durch Gemarkungsgröße und Bodenqualität. Die vom Verf. zugrunde gelegte Bodenqualität ergibt sich aus unterschiedlichen Anteilen von Lehm und Sand (*Abb. 2*).

Die Reihenfolge wurde empirisch gefunden, weil sie eindeutig mit dem Kostenaufwand der jeweiligen Dorfkirchen korreliert, vor allem mit der Anzahl der benötigten Quader. Am kostenaufwändigsten sind sorgfältig gequaderte Feldsteinkirchen, am billigsten Kirchen aus Holz und Fachwerk. Dazwischen liegen ungequaderte Feldsteinkirchen einerseits, Kirchen aus Mischmauerwerk andererseits. Insgesamt kann man die dreizehn Dorfkirchentypen in acht Kostenaufwandgruppen unterteilen (*Abb. 3*). In den Dörfern mit den höchsten „Ertragskoeffizienten“ (gebildet als Mischwert aus der Gemarkungsgröße und der Bodenqualität) liegen die kostenaufwändigsten Kirchen, und umgekehrt findet man in den Dörfern mit kleinen Gemarkungen und schlechten Sandböden einfache Saalkirchen aus nicht gequadrerten Feldsteinen oder Mischmauerwerk, sofern sie sich nicht während des gesamten Mittelalters mit Kirchen aus Holz oder Fachwerk begnügen mussten, was immerhin auf ein volles Drittel der Siedlungen auf dem Barnim zutrifft (*Waack 2009, 69 ff.*).

Bodenarten

Bodenart	Beschreibung	Bewertung
Lehm +	Außer Lehm ist noch kleinflächig anderer Boden vorhanden.	1 +
Lehm	Die Gemarkung umfasst ausschließlich Lehmböden.	1 –
Lehm + Talsand	Der Anteil der Lehmböden überwiegt.	2
Lehm + Sander	Der Anteil der Lehmböden überwiegt.	3
Talsand + Lehm	Der Anteil der Talsandböden überwiegt.	4
Talsand +	Neben Talsand kommen noch geringe andersartige Böden vor.	5
Sander + Lehm	Der Anteil der Sanderböden überwiegt.	6
Sander +	Neben Sandern kommen noch kleinflächig andersartige Böden vor.	7
Talsand	Die Gemarkung umfasst ausschließlich Talsandböden.	8
Sander	Die Gemarkung umfasst ausschließlich Sanderböden.	9

¹⁶ Vgl. Anm. 5.

Reihenfolge der Dörfer und Faktoren

	4	3	1	2	5	6	7
Ortsname	Slaw. Funde	Höhenlage	Bodenart	Ertragsfähigkeit	Hufenzahl	Grundrisstyp	Kostenaufwandgruppe
Rahnsdorf	ja	35	Talsand	8	16	–	(„6“)
Woltersorf	ja	47	Talsand	8	14	–	(„6“)
Wolkenberg	ja	[142]*	Sander +	7	23 ½	S 1	4
Schöneiche	ja	45	Talsand +	5	48	[C 2]*	[2]*
Kleinschönebeck	nein	45	Talsand + Lehm	4	45	S 3	4
Tasdorf	nein	52	Talsand + Lehm	4	50	S 1	3 oder 4
Münchehofe	nein	50	Lehm + Sander	3	50	A 3	2
Rüdersdorf	[ja]*	65	Lehm + Sander	3	66	A 3	2
Herzfelde	nein	[53]*	Lehm + Sander	3	70	A 4	1

* [= statistischer Ausreißer]

Abb. 3 Bodenarten, sortiert nach Ertragsfähigkeit (Entwurf Verfasser).

Als besonders kostaufwändig haben sich Feldsteintürme herausgestellt, insbesondere die schiffsbreiten Quertürme vor der Westseite des Langhauses. Bei der vierteiligen Apsiskirche von Berlin-Marienfelde entfallen rund 44 % der Quader allein schon auf den Turmbereich. Das bedeutet: Hätten die Marienfelder zunächst nur eine turmlose Kirche bauen wollen, dann aber doch den Bau eines Turmes erwogen, dann ging es um eine Entscheidung über zusätzliche 82 % Baukosten, d. h. der Bau verteuerte sich durch den Turm fast um das Doppelte (Waack 2009, 70; 2010, 58).

Gerade die Türme werden gern symbolhaft gedeutet: als Machtsymbol der Grund- oder Landesherrschaft oder als Verherrlichung Gottes aus religiöser Gesinnung, aber der Wunsch ist das eine und die Verwirklichung das andere, und zur Verwirklichung bedurfte es ausreichend finanzieller Mittel. Die Dörfer und ihre verantwortliche Bauherrschaft waren also wegen der immensen Baukosten in der Wahl der baulichen Gestalt der Dorfkirche nicht völlig frei. Allgemein wird davon ausgegangen, dass der Vorlauf von einer Generation bis zur Ablösung einer Holzkirche durch eine Steinkirche dem Ansparen der erforderlichen Baumittel diene (Friske 2001, 392; Agthe 2003, 252).

Den Beweis, dass gerade die Finanzkraft der entscheidende „ökonomische Faktor im Dorfkirchenbau“ (Waack 2009, 75) war, bringt das Beispiel zweier Dörfer auf dem Barnim: Hennickendorf und Klosterfelde. In beiden Dörfern gebunden Kirchen, deren Kostenaufwandgruppe deutlich über ihrem Ertragskoeffizienten liegt. Wie haben sich diese Dörfer dennoch ihre Kirchen leisten können? Der Name von Klosterfelde verrät es: es gehörte dem Kloster Lehnin. Hennickendorf unterstand dem Kloster Zinna. In beiden Fällen wurde die bescheidene ökonomische Lage der Dörfer ergänzt durch die überlegene Wirtschaftskraft der beiden großen Zisterzienserklöster, denen das Aussehen und Ansehen der Kirchen in ihren Klosterdörfern offenbar nicht gleichgültig war.

Die Untersuchung auf dem Barnim zeigte, dass die beträchtlichen Abgaben, die in den Dörfern mit dem Betrieb von Krügen und Mühlen verbunden waren, keinen Einfluss auf die Finanzierung des Kirchenbaus gehabt zu haben scheinen. Unter den sechs Dörfern mit den abgabenstärksten Krügen befinden sich Kunersdorf (2,5 Talente) und Dannenberg (2 Talente), die es während des Mittelalters nie zu einer Steinkirche gebracht haben (Waack 2009, 90). Auch die *oppida*, die als Sammelstellen für die Getreideüberschüsse dienenden Nahmarktorte zwischen Dorf und Stadt, zeigen in der Korrelation zwischen ihrem Ertragskoeffizienten und dem Kostenaufwand für ihre Kirche keine Abweichung von den Dörfern. Das deutet darauf hin, dass die entscheidenden Finanzierungsbeiträge zum Kirchenbau aus den Ernteerträgen kamen (Waack 2009, 132). Da die

Städte oft an größeren Fließgewässern, also auf Talsandböden, liegen, auf denen es keine Feldsteinfindlinge gibt, müssen sie für ihre stattlichen Pfarrkirchen aus Feldsteinquadern, die teuer von weiter her herantransportiert werden mussten, eine andere Finanzierungsgrundlage gehabt haben, offenbar Abgaben und Gebühren aus dem Markt- und Niederlagsrecht.

Die beiden wichtigsten Merkmale für die Zuordnung zu den höchsten Kostenaufwandgruppen sind die Quaderung der Steine sowie deren schiere Anzahl. Eine schlichte Saalkirche aus regelmäßigen Quadern, wenn sie denn durch „scheunenartige“ Größe ein großes Raumvolumen hat, verrät durch den hohen Ertragskoeffizienten ihres Dorfs, dass sie teuer war als eine relativ kleine Apsiskirche („vollständige Anlage“), deren Grundriss zwar kunstvoll vierfach gestaffelt und mit einer schwierig zu mauernden Halbkuppel über der Apsis geschmückt ist, aber ein geringeres Raumvolumen hat mit weniger Quadern (Waack 2009, 75). Die (kriegszerstörte) vierteilige Apsiskirche von Berlin-Wartenberg war mit 22,50 m fünf Meter kürzer als der kastenartige Saal von Schulzendorf mit 27,50 m; beide hatten einen schiffsbreiten Turm. Schulzendorf hatte 60 Hufen der Bodengüte 1, Wartenberg aber nur 53 Hufen der Bodengüte 2.

Die Schätzungen über den Zeitaufwand für das Behauen eines Quaders gehen weit auseinander, sie reichen von einer bis zu zehn Stunden (also etwa einem vollen Arbeitstag) (Ibbeken 1999, 26; Waack 2010, 52). Wenn die bloße Anzahl der sorgfältig gequadrten Feldsteine den Hauptkostenfaktor darstellte, obwohl die Steine auf der heimischen Gemarkung nicht erst käuflich erworben werden mussten und vermutlich von den Dorfbewohnern kostenlos zur Baustelle transportiert wurden, so stellten offenbar die Arbeitslöhne der Steinmetzen die Hauptkosten dar. Wenn andererseits die äußerliche Architekturgestalt der Kirche keinen Einfluss auf die Baukosten hatte, weil die kunstvolle vierteilige Apsiskirche weniger Kosten erfordern konnte als ein einfacher, aber sehr großer Saal, so können die Kosten für Entwurf, Planung und Bauleitung durch den Baumeister nur eine vergleichsweise geringfügige Rolle gespielt haben. Diese Vermutung wird erhärtet durch das quellengestützte Wissen, dass der Baumeister (nach heutigem Verständnis „der Architekt“) in der Regel ein gelernter Maurer- und Steinmetzmeister war, der häufig auch selbst als Steinmetz am Bau tätig war (Lieb 2010, 57).

Dass die Feldsteine, ob gequadrert oder nicht, einen erheblichen Wert darstellten, geht aus zwei Beobachtungen hervor. Wie – neben zahlreichen anderen Beispielen – kürzlich an den überraschend aufgefundenen archäologischen Spuren der Dorfkirche von Diepensee feststellbar, sind dort die Fundamentgräben ausgeräumt worden, obwohl die Steine im Fundament unbearbeitet waren (Marx – Stark 2009, 192). Diepensee verfügte mit seiner dreiteiligen Apsiskirche über eine Kirche der zweithöchsten Kostenaufwandgruppe. Die Häuser des Dorfes waren in ungewöhnlichem Umfang mit Feldsteinkellern ausgestattet; die Brunnen waren nicht mit Brettern, sondern mit relativ sorgfältig versetzten Feldsteinen abgesteift. Dieser reichliche Gebrauch von Feldsteinen korrespondiert mit einer Fülle anderer Beobachtungen, dass die Bewohner von Diepensee offenbar über einen überdurchschnittlichen Wohlstand verfügten (Marx – Stark 2009, 213).

Jegliche Verwendung von Stein, und sei er selbst unbearbeitet, scheint immer auf ein Bemühen um einen besseren Status hinzudeuten. Dem entspricht, dass auch Holzbalken und -bretter nach Erledigung ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung nach Möglichkeit noch ein zweites Mal verwendet wurden, wie es von vielen zweitverwendeten Hölzern vor allem im Bereich von Kirchenbauten bekannt ist (Agthe 2003, 246). Aufschlussreich ist auch die Regelung im Sachsenspiegel, wie mit dem Baumaterial von Burgen zu verfahren ist, die aufgrund richterlichen Urteils zu schleifen sind: „Der Richter soll zuerst mit einem Beil drei Schläge schlagen an eine Burg oder an ein Gebäude, das mit Richterspruch verurteilt ist. Dabei sollen die Landleute helfen mit Hauen oder Abräumen. [Aber] man soll es nicht verbrennen, noch Holz oder Stein von dannen führen, noch etwas, was darauf ist, außer wenn es durch Raub dort hin gekommen ist.“¹⁷

Offenbar war das Baumaterial, selbst in zerstörtem Zustand, zu wertvoll, als dass es jedermann einfach mit nach Hause hätte nehmen dürfen.

¹⁷ Landrecht III 68. Übersetzung durch Verf. aufgrund von *Sachsenspiegel 1953* und *Sachsenspiegel 2002*.

Die Pfarreiorganisation

Zu den Kirchen gab es im Altsiedelgebiet zahlreiche rechtliche Regelungen, die von den deutschen Zuzüglern teils mitgebracht, teils erst vor Ort weiterentwickelt wurden (*Schmid 1924*, 9). Denn ebenso wenig, wie das Baumaterial „Stein“ selbstverständlich vorhanden war, so wenig war es das Recht, eine Kirche erbauen zu dürfen. In zahlreichen Lokationsurkunden ließen sich die Neusiedler deshalb dieses Recht ausdrücklich bestätigen (*Kötzschke 1894*, 3, 34; *Schmid 1924*, 43; *Kurze 1977*, 60, 62). Das „Recht der Gründung und Ausstattung von Kirchen im kolonialen Teile der Magdeburger Kirchenprovinz während des Mittelalters“ war stark bestimmt von Fragen der kirchlichen Vermögensverwaltung (*Schmid 1924*, 177; *Kurze 1999*, 32 ff., 42, 44).

Seit den ersten Kirchengründungen des Frühmittelalters, den Urfarreien, hatte sich im Altsiedelgebiet das Netz der dörflichen Pfarrkirchen durch eine zunehmende Zahl von Filialkirchen erweitert, ohne dass dadurch schon ein flächendeckendes Netz von Kirchen für jedes Dorf üblich gewesen wäre. Oft umfasste eine Urfarrei als Kirchspiel sechs bis acht Dörfer, für die es eine große zentral liegende Kirche gab. Dieses System wurde zunächst für das Sorbenland, dann mit Beginn der Ostsiedlung auch für Mecklenburg und Vorpommern als „sächsische Kirchspielverfassung“ übernommen, im Gegensatz zur Mark Brandenburg (*Schöfbeck 2001*, 29; *Cante 2009*, 285).¹⁸

Mit der Entwicklung der ostelbischen Burgwardverfassung entstanden auch kirchspielartige Burgwardpfarreien, die eine typische Erscheinung der Niederlausitz sind.¹⁹ Burgwardpfarreien finden sich in Teupitz, Zossen und Trebbin, also im sogenannten Ämterkreis, im Gegensatz zum Hohen Teltow. Der südöstliche Teil des Teltow gehörte zum Bistum Meißen, der nordwestliche dagegen zum Bistum Brandenburg (*Liebchen 1941*, insbes. 211 f.).

Im letzteren entwickelte sich ein dichtes Netz von Kleinparochien, die entweder einen Ort oder noch höchstens zwei Nachbardörfer mit der einen oder anderen Filialkirche umfasste (*Schich 1994/95*, 67 ff.).²⁰ Verständlicherweise hatten die Siedler den Wunsch, ihre kirchlichen Bedürfnisse ohne lange Anmarschwege befriedigen zu können (*Agthe 2009*, 254). Dabei spielten auch die Traditionen und Erwartungen der niederländischen Siedler eine große Rolle (*Schmid 1924*, 10, 99 ff.; *Kurze 1977*, 51 f.). Denn stärker als in dem seit dem 10. Jh. deutschen Sorbenland konnten sich im lange widerständigen Lutizenland nördlich des Fläming nach 1147 neue Formen entwickeln (*Schmid 1924*, 41; *Schich 1994/95*, 69).

Die unterschiedliche Siedlungsgeschichte spiegelt sich auch in der Hufenausstattung der Dörfer, in den Abgabe- und Dienstverpflichtungen der Hufner und Kossäten und nicht zuletzt auch im Baumaterial der Kirchen (Holz oder Stein: *Liebchen 1941*, 213 ff.; *Schmid 1924*, 211 ff.; *Kurze 1977*, 47). Alle Siedlungen, die im Landbuch von 1375 die Zusatzbezeichnung „Slavicalis“ („Wendisch“) tragen, hatten keine Kirchen (*Schmid 1924*, 50, 165, 175 ff.). Möglicherweise befürchteten die Grundherren, durch eine forcierte Christianisierung ihre Einnahmen durch die Abgaben an den Pfarrer vermindert zu sehen (*Schmid 1924*, 165; *Klunder 1951*, 54). Denn es waren vor allem die Grundherren, die die Dorfkirchen gründeten; ein landesherrliches Patronat ist nicht erkennbar (*Schmid 1924*, 168 f., 213).

Rechtliche Bestimmungen mit Bezug auf Kirchen

Der im ersten Drittel des 13. Jh. am Westrand des Ostsiedlungsgebietes entstandene *Sachsenspiegel* enthält an mehreren Stellen des Landrechtsteils Rechtsgewohnheiten in Bezug auf Kirchen. Die wichtigsten sind:²¹

¹⁸ Vgl. *Schmid 1924*, 14.

¹⁹ Auch in Böhmen und Polen wird die Kirchspielverfassung erst im 12. Jahrhundert durch ein flächendeckendes Netz von Dorfkirchen abgelöst (*Schmid 1924*, 94).

²⁰ Dabei kommt es sogar zu einer „Übersättigung“ (*Schmid 1924*, 156). Die Vielzahl der Kleinparochien machte eine neue hierarchische Zwischenebene in den Diözesen erforderlich: die Archidiakonate (*Kurze 1999*, 40 f.).

²¹ Übersetzung durch Verf. aufgrund von *Sachsenspiegel 1953* und *Sachsenspiegel 2002*.

„Alle Tage und alle Zeit sollen Frieden haben Pfaffen, geistliche Leute, Mädchen, Frauen und Juden an ihrem Recht und ihrem Leben, Kirchen, Kirchhöfe und jedes Dorf innerhalb seiner Gräben und seines Zaunes, Pflüge, Mühlen und des Königs Straßen zu Wasser und zu Lande: sie und alles, was zu ihnen kommt, sollen steten Frieden haben“ (Landrecht II 66 § 1).

„In der Kirche und auf dem Kirchhof bleibt der Friedensbrecher selbst an befriedeten Tagen nicht beschirmt“ (Landrecht II 10 § 4).

„Wenn jemand etwas findet oder Dieben und Räubern abjagt, dann soll er das vorzeigen vor seinen Nachbarn und in der Kirche“ (Landrecht II 37 § 1).

„Alle Mörder und alle, die den Pflug rauben oder Mühlen, Kirchen oder Kirchhöfe niederbrennen sowie Verräter, Mordbrenner und diejenigen, die ihres Herren

Vollmacht zu ihrem eigenen Vorteil benutzen: die soll man alle rädern“ (Landrecht II 13 § 4).

Die Kirche bildet demnach gemeinsam mit dem sie umgebenden Kirchhof einen besonderen Rechtsbezirk. Sie war sozusagen das „öffentliche Gebäude“ des Dorfes; mangels eines Rathauses mussten dort Funde und Diebesgut angezeigt werden. Ungeachtet der Sakralität der Kirche, von der sich der Friedensbrecher Schutz erhoffte, wurde in ihr öffentliches Recht durchgesetzt. Die Bestrafung von Brandstiftung an einer Kirche zeigt durch den Zusammenhang mit Mühlen und Pflügen, dass es nicht vorrangig um den religiösen Schutz der Heiligkeit des Altarraums ging, sondern um den Schutz erheblicher materieller Werte, die für die Versorgung der Bevölkerung unverzichtbar waren.

Der dritte Teil des Landrechts enthielt Rechtsgewohnheiten, in denen zwar Kirchen nicht ausdrücklich erwähnt wurden, die aber aufgrund des beschriebenen Sachverhalts durchaus auf die üblichen Feldsteindorfkirchen zugetroffen hätten:

„Man darf keine Burg bauen oder eine Stadt befestigen, weder mit Planken noch mit Mauern, auch keinen Berg noch Insel oder Turm innerhalb eines Dorfes ohne Erlaubnis des Richters des Landes. [Aber] ohne seine Erlaubnis darf man so tief graben, als ein Mann mit einem Spaten Erde auswerfen kann, ohne dabei einen Schemel zu benutzen. Man kann auch bauen ohne seine Erlaubnis mit Holz oder mit Stein drei Stockwerke hoch übereinander, eins in der Erde, die anderen zwei über der Erde, sofern man ein Tor im niedersten Stockwerk hat, dessen Schwelle nicht mehr als ein Knie hoch liegt. Man kann auch einen Hof befestigen mit Zäunen oder mit Stangen oder Mauern so hoch, als man auf einem Rosse sitzend reichen kann“ (Landrecht III 66 § 2 und 3). Hier wird deutlich, was unter einer (genehmigungspflichtigen) Burg verstanden wurde: Sie liegt geschützt auf einer Insel oder einem Hügel; sie hat einen Turm oder andere Gebäude mit mehr als zwei Geschossen über der Erde, mit einem mehr als Kniehöhe hoch liegenden Einstieg; sie hat einen Graben von mindestens zwei Metern Tiefe und/oder eine Mauer von mindestens zweieinhalb Metern Höhe. Mit diesen Maßen sind die Grenzen abgesteckt, mit denen nach aller Erfahrung ein Eindringen mit größter Wahrscheinlichkeit verhindert werden konnte.

Es gibt nicht wenige Dorfkirchen, die sich dieser Vorkehrungen bedienten, offenbar zu ihrem Schutz. Die Dorfkirche von Ihlow auf dem Barnim befindet sich noch heute in einer inselartigen Lage. Auch bei den Berliner Dorfkirchen in Tempelhof und Britz ist zu erkennen, dass sie sich den Schutz von umschließenden Seen zu Nutze machten. Aufgrund des im Laufe der Jahrhunderte gesunkenen Wasserspiegels wird dieses Merkmal auf sehr viel mehr Dorfkirchen zugetroffen haben als heute noch erkennbar ist. Die Dorfkirchen liegen in der Regel auf dem höchsten Punkt des Dorfes, wenn wohl auch ohne künstliche Aufschüttung.

In askanischer Zeit, als Steinbauten noch Aufsehen erregende Besonderheiten waren, wird es Menschen, die mit den Rechtsgewohnheiten des Sachsenspiegels vertraut waren, nahezu unmöglich gewesen sein, beim einzigen Steingebäude im Dorf inmitten von strohgedeckten Holzhäusern nicht an eine Burg zu denken. Türme waren sonst nur von Burgen bekannt; steinerne Stadttore sind erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstanden (Müller 2009, 94 f.).

Von den 169 Siedlungen auf dem Barnim haben nur zwei Drittel während des Mittelalters Kirchen aus Stein erhalten. Von diesen 116 Steinkirchen hatte nur die gute Hälfte (57 %) einen Turm, und an diesen 66 Kirchen sind wiederum zur guten Hälfte (38 = 58 %) die Türme schon in askanischer Zeit mit gequaderten Steinen entstanden, also spätestens bis zur ersten Hälfte des 14. Jh. Die restlichen Türme, meist weder schiffsbreit noch gequadert, sind erst mit deutlicher Verzögerung

im 15. Jh. erbaut worden (*Waack 2009*, 140 Anm. 326). In der askanischen Gründungszeit gab es auf dem Barnim also nur in einem Fünftel (22 %) der Dörfer bzw. an einem Drittel (38 %) der Steinkirchen einen Turm.

Eine Dorfkirche mit Turm hatte mehr als die nach dem Sachsenspiegel in Bezug auf Burgen zugelassenen zwei Geschosse. In der Dorfkirche von Berlin-Marienfelde lagen sämtliche Fenster (Langhaus, Chor und Apsis) mindestens drei Meter über dem damaligen Erdboden (*Waack 2010*, 62 f.). Bei einer Probemessung 2010 erreichte eine Reiterin auf einem stattlichen Pferd mit ihren Fingerspitzen zwar gerade die Drei-Meter-Marke. Da aber im Mittelalter sowohl Menschen als auch Tiere kleiner waren, ist für damals eher von einer Griffhöhe von zweieinhalb Metern auszugehen. Die Mauerstärke der Dorfkirchen betrug meist 1,50 m, im Turmbereich meist 1,80 m. Acht der Kirchentürme auf dem Barnim haben einen mehr als kniehoch liegenden Eingang, nämlich von außen gar keinen, sondern nur über eine in der Turmwand liegende Stiege.

Es ist aus den Quellen nicht bekannt, ob die Menschen solche Kirchen als faktische Burgen im Sinne des Sachsenspiegels betrachtet haben. Da – wie oben gesagt – der Bau der Kirche ohnehin genehmigungspflichtig war und die bevorrechtigte Initiative zum Kirchenbau im Bereich der Ostsiedlung in jedem Fall beim örtlichen Grundherrn lag, der oft genug Vasall des Landesherrn war, wird sich die Frage, ob die Kirche als burgartiger Bau genehmigungspflichtig war, in dieser Form erst gar nicht gestellt haben.

Zur Frage der „Wehrkirchen“

In der heimatkundlichen Populärliteratur werden die brandenburgischen Dorfkirchen oft als „Wehrkirchen“ bezeichnet. Zugrunde liegt die deutsch-nationalistische, slawenfeindliche Ideologie der „Urgermanentheorie“ und der „Kulturträgertheorie“ aus dem Jahrhundert zwischen 1848 und 1945 (*Wippermann 1980*, 52, 59 f.). In dieser Zeit suchten sowohl Deutschland als auch Polen jeder auf seine Weise nationale Einheit und Eigenständigkeit zu erreichen. Konfliktpunkt war vor allem die Zugehörigkeit Westpreußens zu Polen oder zum Deutschen Reich. Der angebliche „deutsche Drang nach Osten“ wurde von Deutschland als welthistorische Mission verstanden, von Polen aber als permanente Bedrohung.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war zugleich aber auch eine Epoche des forcierten Kolonialismus, bei dem das Deutsche Reich im Wettlauf zwischen den Briten und Franzosen ebenfalls einen „Platz an der Sonne“ reklamierte. Aus dieser Gemengelage – „Deutscher Drang nach Osten“ / „Gefahr aus dem Osten“ sowie aus der Gleichsetzung der klassischen griechisch-römischen Kolonisation (Landerschließung durch Kultivierung) mit aktueller imperialer Kolonialpolitik – entstand eine populäre Sicht auf die Dorfkirchen. Die Dorfkirchen wurden verstanden als eine Art militärisches Bauprogramm, das eine stetig vorrückende „Ostfront“ absichern sollte, gegen die heidnischen Slawen („bekannt“ für ihre wilde Grausamkeit), vor denen man auf der Hut sein musste. Dabei erfolgte eine symbolhafte generelle Umdeutung und Interpretation von Feldsteinmauerwerk als typisch für Wehrkirchen. Zweifelsohne gab es im mittelalterlichen Deutschland Wehrkirchen, insbesondere in der Form von Kirchenburgen. Diese verfügten außer wehrtechnischen Details wie z. B. übermannshohen Kirchhofsmauern, Wehrgängen und Zinnen auch über Brunnen und Vorrathshäuser, um mehrtägige Belagerungen überstehen zu können. All dies fehlte bei den Dorfkirchen im Feldsteingebiet der norddeutschen Tiefebene. Kirchenburgen und Wehrkirchen befinden sich vor allem südlich des Mains (Hessen, Bayern und Baden-Württemberg), und zwar erst ab dem 15. Jh. Echte Wehrkirchen und Kirchenburgen stehen also in Deutschland in keinerlei Zusammenhängen mit Kämpfen gegen Slawen.

Inzwischen ist die Literatur, in der die Verwendung des Begriffs der „Wehrkirchen“ für die Dorfkirchen der *Germania Slavica* abgelehnt wird, kaum noch überschaubar. Stellvertretend seien die Aufsätze von *Eimer* und *Gierlich* (2000) und der Band zur „Wehrkirchen-Tagung“ in Leipzig 2005 genannt (*Höhne – Kratzke 2006*, 7), mit der Forschungsgeschichte hat sich ausführlich *Kratzke* (2006, 17 f.) auseinandergesetzt.

Bis in jüngste Zeit entzündet sich die Phantasie der Autoren am häufigsten an den „Schießscharten“ in den Türmen, wobei übersehen wird, dass diese Schlitzfenster fast immer keine für das gezielte Schießen erforderliche Erweiterung nach innen und auch keine Standfläche für einen Schützen haben. Oft werden auch die „Wehrbalken“ erwähnt: hölzerne Querriegel in waagerechten Mauerkanälen der Türleibung. In der wehrkirchenkritischen Literatur wird dazu die Meinung vorgetragen, es handele sich lediglich um einen schlichten Türverschluss, dessen Holzbalken einfach billiger sei als ein teures Metallschloss und einfacher zu bedienen.

Es kann aber nicht übersehen werden, dass ein solcher Sperrriegel eine Kirchentür wirksamer gegen Rammstöße schützte als die relativ kleine Zunge eines Metallschlusses. Ebenfalls nicht übersehen werden dürfen die – wenn auch selten auftretenden – Treppenstiegen innerhalb des Turmmauerwerks. Mit ihnen wie mit dem Laufkanal des Sperrriegels wurde ein erheblicher baulicher Aufwand betrieben, der über bloße Symbolik hinausging. Ob mit den Fenstern, deren Sohlbänke höher als drei Meter liegen, eine ausdrückliche Verteidigungsabsicht verbunden war oder ob in ihnen nur eine übliche Bautradition fortgesetzt wurde, ist fraglich. Soweit die Mauern des Kirchenschiffs mit ihrer Fensterhöhe „Burgqualität“ haben, wird das wehrkirchenkritische Argument entschärft, dass die Türme gegenüber dem Innenraum der Kirche nicht genügend abgeschottet gewesen seien.

Inmitten von Dorfhäusern aus Holz, Fachwerk und Stroh wird den Dorfbewohnern selbstverständlich gewesen sein, dass im Bedrohungsfall die Steinkirche der sicherste Schutzraum sein würde, aber diese Funktion ist natürlich bei der Gestaltung der Kirche nicht der Hauptzweck gewesen.

Die Zisterzienser als angebliche Erbauer brandenburgischer Dorfkirchen

Natürlich spielten die Klöster, vor allem der Orden der Zisterzienser mit seinen weitreichenden internationalen Verbindungen, bei der Erschließung des Landes eine wichtige Rolle (*Ribbe 1975; Schich 2006*). Nach heutiger politisch-ökonomischer Begrifflichkeit beauftragten die Markgrafen insbesondere die Zisterzienser mit der „Wirtschaftsstrukturförderung“, einschließlich des Klosters Lehnin als „Landesinvestitionsbank“; sie benutzten die Orden einschließlich der Templer auf den Gebieten der „Außenpolitik“, der „Verteidigungspolitik“, der „Finanzpolitik“ und in der „Staatskanzlei“.

Dies darf jedoch weder zu einer Unterschätzung der ebenso wichtigen Leistung der adligen und bürgerlichen Dorfgründer („Lokatoren“) noch zu einer Überschätzung der Zisterzienser führen (*Heimann 2009*, 421, 430). Deren Niederlassungen Lehnin und Chorin waren zwar wichtige Inseln in der askanischen Mark, aber selbst unter Einbeziehung des magdeburgischen Zinna und des wettinischen Doberlug ergab sich kein flächendeckendes Netz angesichts von etwa 500 gründungszeitlichen Dörfern mit mittelalterlichen Steinkirchen in Brandenburg.

Irrtümliche Vorstellungen über eine Art Monopol der Zisterzienser beim hochmittelalterlichen Landesausbau führten zu der Behauptung, dass die Gestalt und die Bauqualität der märkischen Feldsteinkirchen direkt oder indirekt auf die Zisterzienser zurückgehen. Vergleichbare Dorfkirchen wurden aber schon Jahrzehnte früher auch ohne zisterziensischen Einfluss in der askanischen Altmark erbaut (*Frommhagen 2004*, 153, 232 ff.).

Die Zisterziens erforschung ist bezüglich der Bedeutung der Zisterzienser für die Mark Brandenburg inzwischen zu neuen Ergebnissen gekommen. Nachdem sich im 19. Jh. die Meinung gebildet hatte, „*Scharen von Mönchen und Konversen* hätten sich als Pioniere der Zivilisation und des Deutschtums in den slawischen Einöden niedergelassen und, in gemeinsamer Arbeit mit den herbeigerufenen deutschen Bauern, im 12. und 13. Jahrhundert östlich der Elbe ‚*terras desertas*‘ [*wüste Ländereien*] in blühende Kulturlandschaften verwandelt“, wobei die angebliche kulturelle Rückständigkeit der Slawen hervorgehoben wurde (*Schich 1979*, 134), werden heute v. a. ihre Verdienste bei der Entwicklung von Wirtschaft und Handel (anstatt vermeintlicher Rodungsarbeit) unter-

strichen: „Die Zisterzienser beschränkten sich aber schon im 12. Jahrhundert nicht mehr auf die Eigenversorgung. Sie wollten zusätzlich die Gewinnmöglichkeiten des Handels nutzen. Dafür übernahmen sie bereits bestehende Märkte und Krüge und errichteten schon bald weitere“ (Schich 1979, 167).

Das klingt zwar unmönchisch und unförmig, war aber sehr wichtig für den Landesausbau. Bezüglich des Kirchenbaus der Zisterzienser ist noch nicht einmal erwiesen, ob sie tatsächlich über eigene Bauhütten verfügten (Rüffer 2008, 23 ff.). Da sie erhebliche Schwierigkeiten hatten, ihre eigene Klosterkirche in Zinna fertig zu stellen (Schmidt – Schumann 2007, 1360, 1369 f.), befindet sich die Vorstellung, sie hätten quasi jede Feldsteinkirche der Mark erbaut, jenseits jeglicher Realität.²²

Zusammenfassung

Die in der hochmittelalterlichen Ostsiedlung vornehmlich genutzte Siedlungsform von regelhaft angelegten Dörfern mit jeweils eigener Kirche wurde nicht durchweg aus dem Altreich übertragen, sondern vielfach erst vor Ort entwickelt. Häufig ist eine Zweiphasigkeit zu beobachten, wie erstmals A. v. Müller (1975) für den Berliner Raum nachgewiesen hat. Die großen Planformen (Straßen- oder Straßenangerdörfer, Hufengewannfluren mit Dreizelgen-Brachwirtschaft) entstanden erst in der zweiten Phase, basierend auf den Erfahrungen, die in der ersten Phase gewonnen worden waren, die sich noch an dem aus der Slawenzeit Vorgefundenen ausrichtete, und auf den Notwendigkeiten einer nunmehr marktorientierten Landwirtschaft (Schich 2001, 43).²³ Im Altreich war es auch nicht überall üblich, dass jedes Dorf über eine eigene Kirche verfügte, auch war diese nicht immer aus Stein erbaut. Hier erfolgte also ebenfalls kein abrupter Wechsel im zu erschließenden Gebiet, sondern ein Erfahrungsprozess.

Die Vorstellung, dass die deutschen Zuzügler sofort steinerne Dorfkirchen erbauten, und zwar nach Wunschbildern, die sich möglicherweise an ihrem Herkunftsgebiet orientierten, ist durch detaillierte Untersuchungen zumindest auf dem Barnim widerlegt worden. In der Gründungsphase der Dörfer mit dem mühseligen Rodungsprozess waren keine Einnahmen zu erzielen, sondern im Gegenteil Vorleistungen zu erbringen, so dass der Landesherr Lokatoren bevorzugte, die aus eigenem Vermögen die schwierige Startphase überbrücken konnten.²⁴ In der Regel war erst nach einer Generation genug Vermögen angespart, um mit dem Bau einer Steinkirche als Ersatz für den bisherigen Holzbau beginnen zu können. Den Bau eines Turms, der die Baukosten fast verdoppelte, konnten sich nur Gemeinden leisten, deren Ernteerträge, basierend auf möglichst großer Hufenzahl mit möglichst guten Böden, dafür ausreichten. Irrig ist auch die bisherige Vorstellung, das Baumaterial habe in Form von Feldsteinfindlingen überall problemlos zur Verfügung gestanden. Dies trifft nur für die Lehmböden zu, so dass die Siedlungen auf Sandböden (die ohnehin nur geringere Ernteerträge zuließen) in doppelter Hinsicht benachteiligt waren: Sie hatten weniger Einkommen, aber höhere Ausgaben für Materialtransporte. Dies erklärt, warum z. B. auf dem Barnim rund ein Drittel aller Siedlungen im Mittelalter ohne Steinkirche blieben.

Die Gestalt der Dorfkirchen kann daher nicht von frommen Wunschvorstellungen oder Repräsentationsbedürfnissen bestimmt gewesen sein. Bisher konnte kein Nachweis geführt werden, dass für die Wahl der Baugestalt der Herkunftsort der Siedler ausschlaggebend war. Abgesehen vom unabweislichen Finanzierungsvermögen scheint eher der Blick auf das Vorgehen der Nachbarländer entscheidend gewesen zu sein (Waack 2009, insbesondere 103, 126 f.). Angesichts von dreizehn Grundrisstypen kann weder von einem „askanischen Einheitstyp“ noch von einem landesherrlichen Bauprogramm gesprochen werden (Waack 2009, 144).

²² Eine ähnliche Mythenbildung gibt es über die angeblichen Bauhütten des Deutschen Ordens in Ostpreußen (Herrmann 2007, 121).

²³ In größerem Zusammenhang Gringmuth-Dallmer 2002; 2007 sowie Hardt in diesem Band.

²⁴ In Brandenburg sind interessanterweise in den Schriftquellen keine Lokatoren belegt. An ihrer Existenz ist aber nicht zu zweifeln.

Abschied genommen werden muss auch von den Auffassungen, die zur Zeit des Bündnisses von Thron und Altar entwickelt worden waren in den territorialen Konflikten mit der wiedererwachenden polnischen Nation: Die Vorstellung von Dorfkirchen als „Wehrkirchen“, gar in Form eines landesherrlich gesteuerten Bauprogramms gegen die Slawen, entbehrt jeglicher Grundlage, zumal selbst ihre ideologischen Befürworter einräumen müssen, dass die Dorfkirchen für die „fortifikatorische Aufgabe“ (Ehl 1926, 82) ungeeignet waren. Ebenso verhält es sich mit der überkommenen Darstellung der Rolle der Zisterzienser beim Landesausbau: Ihr Verdienst liegt nicht in der Urbarmachung unerschlossener Gebiete mit Pflug und Spaten, sondern vor allem in der Förderung des Wirtschaftslebens in den aufstrebenden Neusiedelgebieten mit Markthandel und Krediten. Es gibt keinerlei Nachweis über zisterziensische Bauhütten und ihre Beteiligung am Bau der Dorfkirchen. Der Orden hatte sogar Schwierigkeiten, wenigstens sein eigenes Kloster Zinna fertig zu stellen.

(Eingereicht Dezember 2010)

Literatur

- Agthe, M. 2003:* Archäologische Untersuchungen und baugeschichtliche Beobachtungen an Kirchen der Niederlausitz und des angrenzenden Elbe-Elster-Gebietes, Einsichten : Archäologische Beiträge für den Süden des Landes Brandenburg, 217–288.
- Ahrens, K. 2001:* Die frühen Holzkirchen Europas. Stuttgart.
- Badstübner, E. 1999:* Feldstein und Backstein als Baumaterial in der Mark Brandenburg während des 12. und 13. Jahrhunderts, Das Bauwerk als Quelle : *Architectura* 24, 34–45.
- Badstübner, E. 2002:* Feldsteinkirchen des Mittelalters in Brandenburg und in Mecklenburg-Vorpommern. Rostock.
- Binding, G. 1973:* Das Aufkommen von Backstein und Ziegel in Deutschland, in: Gebrannte Erde : Beilage zu Deutsches Architektenblatt Baden/Württemberg, 1–8. Stuttgart.
- Burre, O. 1926:* Die wichtigsten an Berliner Bauten in der Außenarchitektur verwandten natürlichen Gesteine nach Art und Herkunft, Jahrbuch der Preußischen Geologischen Landesanstalt zu Berlin 47, 116–159.
- Cante, M. 2009:* Anmerkungen zur Baugeschichte brandenburgischer Kirchen und Klöster im Hochmittelalter, in: Müller, J. – Neitmann, K. – Schopper, F. (Hrsg.), Wie die Mark entstand : 850 Jahre Mark Brandenburg, 282–297. Wünsdorf.
- Donat, P. 1985:* Haus und Hof, in: Die Slawen in Deutschland : Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich der Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert, Ein Handbuch, 178–186. Berlin.
- Ehl, H. 1926:* Norddeutsche Feldsteinkirchen. Braunschweig – Hamburg.
- Eimer, G. – Gierlich, E. 2000:* Echte Wehrhaftigkeit oder martialische Wirkung : Zur praktischen Funktion und zum Symbolcharakter von Wehrelementen profaner und sakraler Bauten im Deutschordensland Preußen und im Ostseeraum. Köln.
- Friske, M. 2001:* Die mittelalterlichen Kirchen auf dem Barnim : Geschichte – Architektur – Ausstattung. Berlin.
- Frommhagen, U. 2004:* Dendrochronologische Untersuchungen an romanischen Kirchen in der Altmark, in: Janowski, B. – Schumann, D. (Hrsg.), Dorfkirchen : Beiträge zur Architektur, Ausstattung und Denkmalpflege, 153–236. Berlin.
- Gringmuth-Dallmer, E. 1999:* Altlandschaft und Altsiedlung zwischen Elbe/Saale und Oder/Neiße, Siedlungsforschung 17, 255–268.
- Gringmuth-Dallmer, E. 2002:* Wendepflug und Planstadt? Forschungsprobleme der hochmittelalterlichen Ostsiedlung, Siedlungsforschung 20, 243–259.
- Gringmuth-Dallmer, E. 2007:* Die hochmittelalterliche Ostsiedlung in vergleichender Sicht, Siedlungsforschung 24, 99–121.
- Heimann, H. 2009:* Erinnerungs-Neuland: Markgrafenschaft – Bettelordenslandschaft : Zur Bedeutung der brandenburgischen Klosterlandschaft in Anbetracht historischer Jubiläen, in: Müller, J. – Neitmann, K. – Schopper, F. (Hrsg.), Wie die Mark entstand : 850 Jahre Mark Brandenburg, 421–430. Wünsdorf.
- Herrmann, C. 2007:* Mittelalterliche Architektur im Preußenland. Petersberg.
- Höhne, D. – Kratzke, C. 2006:* Die mittelalterliche Dorfkirche in den Neuen Bundesländern II : Funktion, Form, Bedeutung. Halle.
- Holst, J. C. 2005:* Stein oder nicht Stein? : Backstein und Naturstein im südlichen Ostseeraum während des Mittelalters, in: Cramer, J. – Sack, D. (Hrsg.), Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters, 9–22. Petersberg.
- Ibbeken, H. 1999:* Die mittelalterlichen Feld- und Bruchsteinkirchen des Fläming. Berlin.
- Kamphausen, A. – Möseneder, K. 1981:* Feldsteinbau, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 7, 1086–1137.
- Klüncker, G. 1951:* Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600, Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 2, 47–68.

- Kötzschke, P. R. 1894:* Das Unternehmertum in der ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters. Bautzen.
- Kratzke, C. 2006:* Schutz und Trutz : Sakralarchitektur im Spiegel wehrtechnischer Innovationen im Mittelalter, in: Höhne, D. – Kratzke, Ch. (Hrsg.), Die mittelalterliche Dorfkirche in den Neuen Bundesländern II : Funktion, Form, Bedeutung, 17–42. Halle.
- Krüger, G. 1921:* Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, Bd. I, 1. Neubrandenburg.
- Kurze, D. 1977:* Ländliche Gemeinde und Kirche in Deutschland während des 11. und 12. Jahrhunderts, in: Kurze, D. (Hrsg.), Klerus, Ketzer, Kriege und Propheten : Gesammelte Aufsätze, 47–83. Warendorf.
- Kurze, D. 1999:* Das Mittelalter : Anfänge und Ausbau der christlichen Kirche in der Mark Brandenburg (bis 1535), in: Heinrich, G. (Hrsg.), Tausend Jahre Kirche in Berlin-Brandenburg, 15–146. Berlin.
- Lieb, S. 2010:* Himmelwärts : Geschichte des Kirchenbaus von der Spätantike bis heute. Berlin – Leipzig
- Liebchen, O. 1941:* Siedlungsanfänge im Teltow und in der Ostzauche, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 53, 211–247.
- Marx, A. – Stark, J. 2009:* Spätmittelalterliche Befunde des Angerdorfs Diepensee, Lkr. Dahme-Spreewald, in: Müller, J. – Neitmann, K. – Schopper, F. (Hrsg.), Wie die Mark entstand : 850 Jahre Mark Brandenburg, 170–215. Wünsdorf.
- Müller, A. v. 1975:* Zur hochmittelalterlichen Besiedlung des Teltow (Brandenburg), in: Schlesinger, W. (Hrsg.), Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte, 311332. Sigmaringen.
- Müller, J. 2009:* Brandenburg an der Havel : Die Siedlungstopografie 1100 bis 1400, in: Müller, J. – Neitmann, K. – Schopper, F. (Hrsg.), Wie die Mark entstand : 850 Jahre Mark Brandenburg, 79–100. Wünsdorf.
- Perlich, B. 2005:* Backstein in Nordostdeutschland : Verbreitung und Technik, in: Cramer, J. – Sack, D. (Hrsg.), Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters, 89–98. Petersberg.
- Ribbe, W. 1975:* Zur Ordenspolitik der Askanier : Zisterzienser und Landesherrschaft im Elbe-Oder-Raum, Zisterzienser-Studien 1, 77–96.
- Rüffer, J. 2008:* Die Zisterzienser und ihre Klöster : Leben und Bauen für Gott. Darmstadt.
- Sachsenspiegel 1953:* Der Sachsenspiegel : Landrecht und Lehnrecht, hrsg. von F. Ebel. Stuttgart.
- Sachsenspiegel 2002:* Der Sachsenspiegel, in hochdeutscher Übersetzung von P. Kaller. München.
- Schich, W. 1979:* Zur Rolle des Handels in der Wirtschaft der Zisterzienserklöster im nordöstlichen Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, Zisterzienser-Studien 4, 133–168.
- Schich, W. 1994/95:* Stadt und Kirche im Havelland während des Mittelalters, Wichmann-Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin 3, 61–86.
- Schich, W. 2001:* Der hochmittelalterliche Landesausbau im nördlichen Hessen und im Raum östlich der mittleren Elbe im Vergleich – mit besonderer Berücksichtigung der Klöster und Städte, in: Nordhessen im Mittelalter, 29–51. Marburg.
- Schich, W. 2006:* Klöster und Städte als neuartige zentrale Orte des hohen Mittelalters im Raum östlich der mittleren Elbe, in: Spieß, K.-H. (Hrsg.), Landschaften im Mittelalter, 113–134. Stuttgart.
- Schmid, H. 1924:* Das Recht der Gründung und Ausstattung von Kirchen im kolonialen Teile der Magdeburger Kirchenprovinz während des Mittelalters. Weimar.
- Schmidt, O. – Schumann, D. 2007:* Zinna, in: Heilmann, H.-D. – Neitmann, K. – Schich, W. (Hrsg.), Brandenburgisches Klosterbuch : Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, 1359–1384. Berlin.
- Schöpfbeck, T. 2001:* Dorfkirchen in Mecklenburg-Vorpommern, in: Schenkluhn, W. (Hrsg.), Die mittelalterliche Dorfkirche in den Neuen Bundesländern : Forschungsstand, Forschungsperspektiven, Nutzungsproblematik, 27–32. Halle.
- Schumann, D. 2003:* Zur Technik des Backsteinbaus in Norddeutschland : Eine historische Einführung, in: Schumann, D. (Hrsg.), Backsteintechnologien im Mittelalter und in der Neuzeit, 9–23. Berlin.
- Schumann, D. 2004:* Backstein im märkischen Dorfkirchenbau des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Janowski, B. – Schumann, D. (Hrsg.), Dorfkirchen : Beiträge zur Architektur, Ausstattung und Denkmalpflege, 88–120. Berlin.
- Ślupecki, L. P. 1994:* Slavonic Pagan Sanctuaries. Warsaw.
- Stiehl, O. – Wentzel, H. 1937:* Backsteinbau, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 1, 1340–1372.
- Trummer, C. 2005:* Ein neues Baumaterial: Backstein im 12. und 13. Jahrhundert in Sachsen und Südbrandenburg, in: Melzer, W. (Hrsg.), Mittelalterarchäologie und Bauhandwerk, 149–158. Soest.
- Waack, U. 2009:* Kirchenbau und Ökonomie : Zur Beziehung von baulichen Merkmalen mittelalterlicher Dorfkirchen auf dem Barnim und dessen Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte. Berlin.
- Waack, U. 2010:* Das Feldsteinmauerwerk der Dorfkirche Marienfelde (Berlin) : Überlegungen und Einschätzungen zum mittelalterlichen Baugeschehen, Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 67, 49–68.
- Wesuls, M. 2006:* Repräsentative Bauwerke im westslawischen Gebiet vom 8.–13. Jahrhundert n. Chr. – Tempel, umzäunte Kultplätze, Kulthallen, Fürstenhallen, Paläste. Bonn.
- Wippermann, W. 1980:* Die Ostsiedlung in der deutschen Historiographie und Publizistik : Probleme, Methoden und Grundlinien der Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg, Germania Slavica 1, 41–70.
- Wolf, G. 1995:* Die frühen mittelalterlichen Kirchbauten in Mecklenburg, in: Karge, W. (Hrsg.), Ein Jahrtausend Mecklenburg und Vorpommern : Biographie einer norddeutschen Region in Einzeldarstellungen, 89–96. Rostock.